

Wolfgang Klein

Die Werke der Sprache

Für ein neues Verhältnis zwischen Literaturwissenschaft und Linguistik

1. Auseinander

Ohne Sprache ist keine menschliche Kultur, ist keine Wissenschaft möglich. Die Bindung an die Sprache überhaupt und an die Besonderheiten der einzelnen Sprache ist sicher in den einzelnen Disziplinen unterschiedlich ausgeprägt. Bei den Historikern, den Anthropologen oder den Juristen ist sie zweifellos stärker als in der Chemie oder der Geologie. In zwei Wissenschaften aus dem gesamten akademischen Kanon kommt der Sprache aber eine ganze besondere Rolle zu, weil sie in ihnen nicht nur Mittel, sondern zugleich Gegenstand der Forschung ist: das sind Literaturwissenschaft und Linguistik.¹ Die Linguistik befasst sich mit den Eigenschaften sprachlicher Systeme, ihrer Entstehung, Entwicklung, Verarbeitung und ihrer Verwendung in der menschlichen Interaktion. Die Literaturwissenschaft befasst sich mit den Eigenschaften bestimmter sprachlicher Werke - Gedichten, Dramen, Erzählungen, und anderen; dies schließt nicht aus, dass auch andere Ausdrucksmittel als sprachliche eine Rolle spielen - Musik, wie im Kunstlied oder der Oper, Bilder, wie bei Comic Strip, Bewegungen und Gesten wie beim Theater. In beiden Wissenschaften aber geht es im Kern um Sprache. So wäre denn nichts natürlicher, als dass es zwischen den Vertretern beider eine enge Zusammenarbeit gäbe. In der traditionellen Vorstellung von Philologie war dies auch weitgehend der Fall; Germanistik, Romanistik, Anglistik, Slawistik - sie alle umfassten ganz natürlich die Beschäftigung mit der Sprache wie mit der Literatur. Als vor nunmehr fast vier Jahrzehnten das erste Heft dieser Zeitschrift erschien, war dieser Bund schon nicht mehr so fest gegründet. Es entsprach der Vorstellung der Herausgeber, dieser Entwicklung entgegenzuwirken. Der Name der Zeitschrift war Teil des Programms.

So ist es nicht gekommen. Zwar sind auch heute noch an den meisten Universitätsinstituten Literaturwissenschaft und Linguistik unter einem Dach. Aber

Hierzulande wird bisweilen ein terminologische Unterschied zwischen eher traditioneller *Sprachwissenschaft* und moderner *Linguistik* gemacht, oft verbunden mit einer gewissen Bewertung in die eine oder die andere Richtung. In anderen Ländern ist das selten der Fall, und ich halte eine solche Unterscheidung auch nicht für nützlich. Unter jenen, die sich heute mit den verschiedenen Seiten der menschlichen Sprachlichkeit befassen, gibt es die unterschiedlichsten Interessen, Richtungen und Schulen, und dieser Diversität wird ein schlichter Gegensatz wie der genannte nicht gerecht.

die Zusammenarbeit beschränkt sich in der Regel auf das Organisatorische. Sie wird eher durch praktische Notwendigkeiten - so wie sie beispielsweise durch die Lehrerausbildung diktiert werden - und ein bequemes Festhalten am Hergebrachten bestimmt als durch gemeinsame inhaltliche Interessen. Es ist eine Ehe, in der sich beide auseinandergelebt haben, die - von wenigen Ausnahmen abgesehen - durch bisweilen wohlwollendes, zumeist aber gleichgültiges und bisweilen auch durch tiefe Abneigung gekennzeichnetes Nebeneinanderherleben geprägt ist. Letzteres ist vielleicht die Ausnahme und sollte nicht überbewertet werden; es gibt auch zwischen Literaturwissenschaftlern und Linguisten Herzlichkeit, und umgekehrt herrscht auch innerhalb eines Faches nicht immer eitel Freundschaft. Emotionen bilden sich nun einmal besonders stark aus, wenn man viel miteinander zu tun hat, und sie können sich rasch ändern.² Nicht dies ist daher bedenklich, sondern das wechselseitige Desinteresse bei einem Gegenstand, der ein gemeinsames Vorgehen so nahelegt.

Ich halte dies aus mehreren Gründen für eine unselige Entwicklung. Der erste ist der schon erwähnte Umstand, dass es bei beiden um die Sprache geht; da hat jede Abkapselung etwas Unnatürliches. Der zweite ist ganz persönlich - nämlich das Interesse sowohl an den Eigenschaften der Sprache wie an den Eigenschaften der Werke, die mit ihrer Hilfe hervorgebracht werden; unter diesen nehmen Gedichte, Dramen, Erzählungen eine besondere Stelle ein. Der dritte Grund ist gleichfalls persönlich, wenn auch ganz anderer Art. Er hängt mit einer gewissen Grundüberzeugung zusammen, wie man die Wissenschaft betreiben sollte. Der Linguist John Robert Ross hat vor vielen Jahren³ einmal bemerkt, dass die grundlegende Metapher für den modernen Wissenschaftsbetrieb zunehmend der Kampf ist: »Science is war«. Die schon fast wahnhaften Bemühungen, mehr »Wettbewerb« in die Universitäten und sonstigen Forschungsstätten zu bringen, belegen es schlagend. In Wirklichkeit braucht man für gute Wissenschaft vor allem die Möglichkeit, die dem Menschen nun einmal eigene Neigung zur Erkenntnis in einer gewissen Ruhe und Gelassenheit zu entfalten. Man braucht »Einsamkeit und Freiheit«, wie es Wilhelm von Humboldt im Jahre 1810 in seiner berühmten Denkschrift zur Gründung der Berliner Universität gesagt hat. Zu dieser Entfaltung zählt auch der Wunsch, sich mit anderen, die an denselben oder verwandten Fragen interessiert sind, auszutauschen, um so voneinander zu lernen. Der eben erwähnte John Robert Ross, damals in einer Art buddhistischer Phase, meinte, die grundlegende Metapher sollte eigentlich

Ich kenne zumindest ein Institut, in dem das Verhältnis sich über viele Jahre hinweg eher als blanker Hass hätte beschreiben lassen. Nun habe ich unlängst zu meiner Überraschung gehört, dass sich dies in kurzer Zeit ganz umgekehrt hat. Der Grund sind einige Neuberufungen in beiden Teilfächern - es waren einfach nur die Personen, wie mir einer der Beteiligten sagte.

In einem Vortrag am MPI für Psycholinguistik 1981. Auf Ross und George Lakoff geht die Vorstellung zurück, dass unser Denken in vielen Bereichen durch eine Art Grundmetapher geprägt wird, die sich durch viele Redeweisen hindurchzieht.

sein: »Science is a joint work of love«. Das ist vielleicht eine Spur weltfremd. Aber freundschaftliche Kooperation und Offenheit führen letztlich zu einer vernünftigeren Wissenschaft als Wettbewerb und Abgrenzung, vielleicht nicht nach der Menge der Veröffentlichungen, wohl aber nach Tiefe der Einsichten. Bei der Suche nach Erkenntnis ist alles andere eine Dummheit.

Wie kommt es, dass sich Literaturwissenschaft und Linguistik so auseinanderentwickelt haben? Und was kann man tun, um es zu ändern? Dies sind die zwei Fragen, denen ich im Folgenden nachgehen will. Dabei muss ich zweierlei vorab bemerken. Erstens, ich weiß auf beide Fragen keine Antwort; was in den folgenden Abschnitten gesagt wird, sind einfach Überlegungen aus langjähriger Erfahrung. Zweitens, diese Erfahrung ist die eines Linguisten, wenn auch eines Linguisten mit großem Interesse an der Literatur und der Wissenschaft, die sie erforscht. Dennoch - sie sind einseitig und lückenhaft, und deshalb auch vielleicht etwas provokativ. Das sollte im Folgenden mitbedacht werden, wenn es denn nicht ohnehin offensichtlich ist.

2. Was sind die Gründe?

Wie immer gibt es deren viele; in meiner eigenen Wahrnehmung spielen die folgenden eine besondere Rolle.

2.1 Mentalitätsunterschiede

Es ist kein Zufall, oder jedenfalls nicht immer ein Zufall, dass sich jemand die Linguistik zum Beruf wählt, ein anderer aber die Literaturwissenschaft. Es kommt darin eine gewisse Präferenz für bestimmte Gegenstände zum Ausdruck, aber auch eine Präferenz für eine gewisse Art und Weise, diese Gegenstände zu betrachten und wissenschaftlich zu erforschen. Manche sind eher vom zwar Merklichen, aber eher Unbestimmten, schwer Fasslichen angezogen, - andere vom kleinen, gut beschreibbaren Faktum, von dem, was man genau angeben und jenseits des vernünftigen Zweifels belegen kann. Nun wäre es falsch, solche Vorlieben unmittelbar auf die Wahl zwischen Literaturwissenschaft und Linguistik zu projizieren; dazu sind beide Gebiete in sich zu uneinheitlich. In beiden gibt es >harte Detailforschung< und eher spekulative Überlegungen. Dennoch - wenn ich an die Literaturwissenschaftler und die Linguisten denke, die ich kenne, und die Arbeiten, die ich gelesen habe, so sehe ich schon gewisse Präferenzen entlang dreier Dimensionen:

(1) »interessant« - »gut gesichert«

Im Idealfall ist eine wissenschaftliche Aussage empirisch gut gesichert - es steht nach menschlichem Ermessen außer Frage, dass sie zutrifft - und sie bringt etwas Interessantes, Originelles, über das bisher Bekannte Hinausführendes. In

der Realität ist es oft leider nicht so. Wir haben alle vier Kombinationen (vermutlich am meisten in der Verbindung >unoriginell und nicht gesichert<). Aber wenn man eines opfern muss, dann würde ein Linguist eher die Originalität opfern, ein Literaturwissenschaftler eher die Abgesichertheit. (Ich erinnere noch einmal daran, dass all dies aus der Warte eines Linguisten geschrieben ist).

(2) »verstehen« - »erklären«

Dies ist es ja, was nach Dilthey den fundamentalen Gegensatz zwischen geisteswissenschaftlicher und naturwissenschaftlicher Betrachtungsweise ausmacht. Ich halte - wie ich an anderer Stelle geschrieben habe (in Heft 134 dieser Zeitschrift) - diese Opposition für irreführend. Aber es ist sicher so, dass manche eher das Besondere, Unverwechselbare, Individuelle einer bestimmten Erscheinung herausarbeiten möchten, andere hingegen die allgemeinen Prinzipien, die hinter der Fülle der Apparentia stehen. Auch hier geht die Präferenz nach meinen Erfahrungen bei den Linguisten zu letzterem; zwar werden viele Fakten zusammengetragen, aber sie sind letztlich nur Mittel zum Zweck; letztlich möchte man verstehen (ja, verstehen!), wie >die Sprache überhaupt< funktioniert, nicht wie der Dual in der Sprache der Huronen gebildet wird. In der Literaturwissenschaft geht es eher darum, das Eigentümliche, Unverwechselbare von *Patmos* oder den *Verwirrungen des Zöglings Törless* zu erfassen.

(3) »banal« - »bedeutend«

Ich werde nie vergessen, wie vor vielen Jahren ein (exzellenter und sehr offener) Literaturwissenschaftler einmal im Anschluss an einen linguistischen Habilitationsvortrag bemerkte, der Vortrag habe ihm eigentlich recht gut gefallen, aber die Beispiele - einzelne Sätze aus der Alltagssprache - seien doch etwas banal gewesen. Das käme einem Linguisten selten zu Sinn, ebenso wenig wie es einem Botaniker zu Sinne käme, dass die *Centifolia* eher seiner Bemühungen wert ist als die Stinkmorchel.

Unter diesen drei Gegensätzen halte ich, so merkwürdig es vielleicht klingen mag, den letzteren für den wichtigsten. Der Gegenstand der Literaturwissenschaft sind nicht einfach sprachliche Werke, es sind **bedeutende** sprachliche Werke.⁴ Es geht letztlich nicht um irgendetwas, das man mit der Sprache machen kann - es geht darum zu beschreiben, zu erklären, zu verstehen, was an diesen Werken nun so bedeutend ist. Es geht um sprachliche Werke, die über das Alltägliche hinausgehen, um Kunstwerke.

Man sollte eigentlich meinen, dass derlei Mentalitätsunterschiede in den Wissenschaften keine ernsthafte Rolle spielen. Sie werden auch in der Wissenschaftsgeschichte selten thematisiert, viel weniger noch in der modernen Wissenschaftstheorie. Das halte ich für falsch. Die Wissenschaft wird von Menschen gemacht, und das zeigt sich nicht nur in den vielen menschlichen Schwächen, die den Wissenschaftsbetrieb früher und heute kennzeichnen, sondern es zeigt

Es ist vielleicht kein Zufall, dass >bedeutend< eines von Goethes Lieblingswörtern ist.

sich auch in der Wahl und der Behandlung der Gegenstände, denen sich diese Menschen widmen.

2.2 Zersplitterung

2.2.1 Der stete Zuwachs des Wissens und der Zahl der Wissenschaftler, die um seine Vermehrung bemüht sind, hat es mit sich gebracht, dass der Einzelne immer weniger überblickt. Das ist oft beklagt worden, aber schließlich wollen wir ja alle, dass das Wissen gemehrt wird, und so müssen wir denn damit leben, das es uns überwuchert und den Blick verstellt.⁵ Diese Verengung ist eine dreifache:

- Das Scherflein, das wir selber zum Erkenntnisgewinn beizutragen vermögen, liegt in einem zunehmend kleineren Bereich; dies betrifft also das, was wir aktiv leisten;
- Wir wissen zunehmend weniger über all das, was in benachbarten Fächern getan wird; diese Verengung des passiven Wissens - eines Wissens, das aber vielleicht fruchtbar gemacht werden könnte - gilt durchaus auch innerhalb der Grenzen des eigenen Faches. Kein Linguist ist in der Lage, auch nur ein Hundertstel der sprachwissenschaftlichen Arbeiten zu lesen, die im Jahr erscheinen; er hat nicht die Zeit, und er würde auch den größten Teil überhaupt nicht verstehen;
- Wir haben immer weniger Umgang mit anderen Gelehrten; zur Goethezeit kannten sich noch die meisten Gelehrten in Deutschland und Europa mit Namen, sie haben sich besucht, wenn sich die Gelegenheit bot, und rege miteinander

Eine sehr kuriose Folge, die, soweit ich sehe, kaum je bedacht wird, ist der Umstand, dass die zunehmende Inkompetenz zum eigenen Urteil uns nicht von klaren Werturteilen abhält. Wir halten diesen oder jenen für einen bedeutenden Forscher, weil uns das jemand gesagt hat, weil sein Name immer wieder einmal in einer renommierten Zeitung genannt wird, weil er den Nobelpreis bekommen hat. Wenn jemand in der Zeitschrift *Nature* etwas veröffentlicht hat, dann **muss** es ein bedeutender Wissenschaftler sein. Nun mag das für manche Gebiete gelten. Ich habe in den letzten Jahren immer wieder einmal einen Aufsatz in *Nature* oder *Science* aus meinem weiteren Arbeitsbereich gelesen, manchmal vor, manchmal nach Veröffentlichung; fast alles davon ist aus linguistischer Sicht wenig niveauvoll - es sind halt Themen, die man einem eher naturwissenschaftlich orientierten Leserkreis gut nahebringen kann, und das sind nicht unbedingt jene, die die Fachleute bewegen. Aber es hat schon etwas Groteskes, wie wir auf Informationen bauen, die wir dem *Spiegel* oder der *Frankfurter Allgemeinen* entnehmen. Unsere Einschätzung von Rang und Bedeutung eines Wissenschaftlers, einer wissenschaftlichen Entdeckung oder Analyse wird zunehmend durch den Widerhall in den Medien bestimmt - jedenfalls dann, wenn wir selbst nicht in der Lage sind, uns ein eigenes Urteil zu bilden (und bisweilen vielleicht sogar dort). Mehr als irgendwo anders haben wir uns in unserer wissenschaftlichen Urteilskraft von der Kantischen Maxime entfernt: »Wage es, dich deines **eigenen** Verstandes zu bedienen!«

ander korrespondiert. Heute hat die Deutsche Gesellschaft für Sprachwissenschaft weit über tausend Mitglieder, von denen ich vielleicht ein Viertel kenne.

All dies ist erkannt, es wird oft diskutiert, und es wird immer wieder versucht, in die Gegenrichtung zu steuern. Die Forderung nach mehr Interdisziplinarität ist ein Topos. In Wirklichkeit ist diese Forderung weltfremd. Die Interdisziplinarität geht in der Praxis selten über ein kultiviertes Gespräch hinaus. Ein solches Gespräch ist manchmal langweilig, öfter aber sehr schön, und man kehrt bereichert nach Hause zurück und wendet sich wieder der Arbeit zu. Aber die harte Forschung selbst ist in aller Regel in, und nur in den Disziplinen. Davon gibt es freilich einige ganz charakteristische Ausnahmen, die fast immer eng benachbarte Fächer und fest umschriebene Themen betreffen: Meeresbiologen arbeiten mit Meteorologen zusammen, wenn es um den Klimawandel und seine Konsequenzen geht, Historiker mit Archäologen, wenn eine Ausgrabungsstätte erschlossen wird. Es gibt einfach Fragen geben, die man >mit Mehrwert< gemeinsam erforschen kann, weil sich Methoden und Expertisen der Beteiligten sinnvoll ergänzen.

Gilt dies auch für Linguistik und Literaturwissenschaft? Das Auseinanderdriften entspricht sicherlich zu einem nicht geringen Teil der allgemeinen Zersplitterung der Wissenschaften, gleich in welchem Bereich. Einfach ein verstärktes Zusammengehen zu fordern, ist Romantik. Die Frage muss vielmehr sein, ob es genügend gemeinsame Fragen gibt, die ein Zusammengehen lohnend machen. Die Antwort darauf hängt nicht zuletzt davon ab, wie sich diese Fächer selbst entwickelt haben. Hat es eigentlich überhaupt Sinn, von >Linguistik überhaupt< und >Literaturwissenschaft überhaupt zu reden?

2.2.2 Ich kann nur in engen Grenzen beurteilen, wie weit die Fraktionierung der Literaturwissenschaft in den letzten fünfzig Jahren vorangeschritten ist. Dies hängt zum einen damit zusammen, dass die Welt, aus der Ferne betrachtet, klarer aussieht als aus der Nähe. Eine Wolke hat, vom Tal her gesehen, einen klaren Umriss; aber wenn man näher kommt und sie schließlich betritt, erweist es sich als Nebel. Zum anderen muss man, wie im vorigen Abschnitt angedeutet, zwischen aktiver und passiver Fraktionierung unterscheiden. Manche arbeiten nur zu einem engen Themenkreis, vielleicht zu zweien, unterrichten aber viel zu anderen Themen und lesen noch darüber hinaus. Dem Außenstehenden stellt sich die Erforschung der Literatur so dar, dass es drei Kernbereiche gibt. Dies sind zum einen all jene Teildisziplinen, die die notwendigen Grundlagen bereitstellen - Textkritik, Editionen, biographischer Hintergrund und ähnliche. Der zweite Kernbereich ist die unmittelbare Beschäftigung mit den Werken selbst, um die es geht - Textanalyse und Interpretation. Der dritte Teilbereich gilt dem geistesgeschichtlichen Hintergrund: literarische Werke, so die Annahme, stehen nicht für sich, sondern sie spiegeln Denkweisen ihrer Zeit und prägen umgekehrt ihre Zeit.

Unter diesen drei Bereichen ist es der mittlere, der am engsten mit Form und Funktion der menschlichen Sprache zusammenhängt. Texte, literarische wie nichtliterarische, sind Erzeugnisse des menschlichen Sprachvermögens, die von irgendjemandem irgendwann zu bestimmten Zwecken hervorgebracht werden. Literarische Texte haben bestimmte Gemeinsamkeiten mit nichtliterarischen - Mietverträgen, Beileidsbriefen oder Vorträgen; dabei gibt es zahlreiche Übergangsformen. Sie sind in anderer Hinsicht verschieden: wir lesen und studieren sie um ihrer ästhetischen Eigenschaften willen, es sind nicht einfach sprachliche Werke, es sind Kunstwerke. Darum kann man ihre Untersuchung nicht den Linguisten überlassen; aber die >rein sprachlichen< Eigenschaften sind eben auch konstitutiv. Deshalb liegt hier einer jener Übergangsbereiche, in denen ein interdisziplinäres Vorgehen jenseits freundlicher Rhetorik sinnvoll und lohnend ist.

2.2.3 In der Linguistik ist die Zersplitterung nach meinem Eindruck weiter vorangeschritten; aber das mag in der Tat durch den Blick aus der Nähe verursacht sein. Bisweilen unterscheidet man, wie in Anmerkung 1 erwähnt, zwischen >traditioneller Sprachwissenschaft< und >moderner Linguistik, so wie sie sich im letzten halben Jahrhundert entwickelt hat. Aber schon erstere war nicht einheitlich; zwischen der traditionellen Lexikographie und der traditionellen Grammatik liegen zwar nicht in der Betrachtungsweise, wohl aber in der konkreten Arbeit Welten. Letztere zeigt eigentlich schon fast den Wildwuchs wie die großen Megapoleis in den sich entwickelnden Ländern. Es gibt eine Reihe von Schulen, die sich teils erbittert bekämpfen; das größte Echo unter diesen Schulen hatte nach außen hin sicherlich die generative Grammatik, so wie sie von Noam Chomsky vor gut fünfzig Jahren begründet und seither ständig fortentwickelt wurde. Aber die generative Grammatik ist alles andere als einheitlich; wesentliche Begriffe, die für typisch angesehen werden und auch von anderen Disziplinen übernommen wurden - etwa die berühmte Unterscheidung von >Tiefenstruktur und >Oberflächenstruktur< - spielen schon seit gut drei Jahrzehnten in der generativen Grammatik selbst keine Rolle mehr; eigentlich wirken sie nur noch - wenn denn überhaupt - außerhalb der Linguistik. In den neuesten Varianten werden überhaupt nur noch wenige inhaltliche Annahmen über den Aufbau der Grammatik und die Struktur der menschlichen Sprache gemacht, und die Anhänger zerstreuen sich.

Der zunehmenden Schulenburg verwandt, aber durchaus nicht mit ihr gleichzusetzen ist die Scheidung in eher >formale< und eher >funktionale< Betrachtungsweisen in der Linguistik. Jeder sprachliche Ausdruck ist eine Verbindung von Form und Funktion. Beide müssen untersucht werden; so weit sind sich alle einig. Aber es gibt nicht nur Präferenzen darin, womit man sich gerade beschäftigt, sondern auch darin, welches Gewicht man den Formeigenschaften oder den Funktionen zumisst. Dies hat erhebliche Folgen für das konkrete Vorgehen. In der eben erwähnten generativen Grammatik, gleich welcher Variante, spielt die Funktion der Sprache eine sehr geringe Rolle; es geht praktisch ausschließlich um die formale Struktur - Syntax, Morphologie, Phonologie. Dies heißt nicht,

dass die Existenz sprachlicher Funktionen abgestritten würde; aber sie gelten als uninteressant oder auch als einstweilen der wissenschaftlichen Forschung nicht zugänglich, weil wir noch keine geeigneten Methoden haben. Umgekehrt spielt beispielsweise in der Konversationsanalyse die formale Struktur nur eine untergeordnete Rolle: es wird punktuell betrachtet, welche Auswirkungen die Wahl einer bestimmten Form - eines Wortes, einer Konstruktion - in einem Gespräch hat; es geht dabei jedoch nie um den Aufbau eines sprachlichen Systems, sondern um den einzelnen Fall.

Höchst charakteristisch für die moderne Linguistik sind schließlich die vielen Übergangsgebiete - etwa die Psycholinguistik, die die Prozesse erforscht, die bei der Produktion, dem Verstehen oder dem Erlernen einer Sprache ablaufen, oder die Soziolinguistik, die die sprachlichen Unterschiede in verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen untersucht. Manche davon, etwa Computerlinguistik, Neurolinguistik, Phonetik, liegen im Übergangsbereich zu den Naturwissenschaften, so wie sich denn überhaupt einige Linguisten eher als Naturwissenschaftler denn als Geisteswissenschaftler empfinden.

Kein Linguist ist, wie schon bemerkt, in der Lage, die Forschung in all diesen Bereichen zu verfolgen - schlimmer noch: er kann den größten Teil dessen, was in der Linguistik veröffentlicht wird, einfach nicht mehr verstehen. Deshalb sind auch pauschale Aussagen über das Verhältnis von Literaturwissenschaft und Linguistik nicht sinnvoll. Es ändert aber nichts daran, dass es zwischen beiden gewisse Überschneidungsbereiche gibt, und diese sind nicht marginal. Den wichtigsten Überschneidungsbereich habe ich bereits in Abschnitt 2.2.2 genannt; er wird durch die Frage bestimmt: Was sind die Eigenschaften von Texten? Es ist dies aber nicht der einzige. Ein weiterer betrifft nicht die Gestalt von Texten, sondern das Sprecher-Hörer-Verhältnis, das für jede sprachliche Kommunikation charakteristisch ist, in der Literatur aber eine ganz besondere Ausprägung gefunden hat - eben das Verhältnis vom Autor zum Leser, vom Leser zum Autor.

2.3

Die beiden bislang skizzierten Gründe für das zunehmende Auseinanderdriften liegen auf der Hand; ebenso liegt auf der Hand, dass sie kein Spezifikum im Verhältnis von Linguisten und Literaturwissenschaftlern sind. Darüber hinaus gibt es aber eine Reihe von wechselseitigen Vorbehalten, die selten explizit gemacht werden, aber doch bestehen. Das folgende ist eine kleine Liste, die auf meinen Erfahrungen im Laufe vieler Jahre beruht.

2.3.1 Wider die Linguisten

Hier sind, so scheint mir, vor allem drei Vorbehalte zu nennen.

1. *Die Arbeiten der Linguisten sind völlig unverständlich.*

Dies bezieht sich vor allem auf die formalen Methoden, die in der modernen Linguistik angewandt werden. Bestes Beispiel sind die >Strukturbäume< der generativen Grammatik, aber auch die Formeln, mit denen man in der wahrheitswertfunktionalen Semantik die Bedeutung komplexer Ausdrücke zu beschreiben sucht. Solche Darstellungen sind allerdings auch für andere Sprachwissenschaftler zum Hassobjekt geworden. Ich komme auf die Rolle formaler Methoden in Abschnitt 3 zurück.

2. *Die Linguisten befassen sich mit banalen Dingen.*

Dies ist oben bereits kurz angesprochen worden (Abschnitt 2.1.). Der Schriftsteller und Übersetzer Hans Wollschläger hat anlässlich einer Preisverleihung einmal bemerkt, dass man sich von einem Fach wenig erwarten kann, das seit Jahren mit mäßigem Erfolg versucht, Sätze wie »Karichen fährt Roller« zu analysieren.⁶ Es ist in der Tat so, dass den Linguisten eigentlich das Übliche, nicht das Besondere, interessiert: wie sprechen, wie schreiben die Leute, wenn sie sich miteinander verständigen, wie ist die Struktur der Sprache, die dieser Verständigung zugrunde liegt? Wie in vielen anderen Wissenschaften hält man es für sinnvoll, nicht mit dem Komplexen, Anspruchsvollen zu beginnen, sondern mit dem Einfachen, Alltäglichen, zu dem wir einen guten Zugang haben. Es schafft die Basis, auf der anspruchsvollere Untersuchungen möglich sind, ohne die diese aber in der Luft hängen.

3. *Die Linguisten sind ungeschichtlich.*

Das war, ein wenig zu meiner Überraschung, die Antwort von Ernst Osterkamp auf meine Frage, wieso wir so wenig miteinander zu schaffen haben, und zwar unter ausdrücklichem Bezug auf die moderne Linguistik, im Gegensatz zur älteren, eher historisch orientierten Sprachwissenschaft. Literarische Werke sind stets in einen bestimmten historischen Zusammenhang eingebettet und nur gegen den damit gegebenen sprachlichen und geistigen Hintergrund verständlich. Die ältere Sprachwissenschaft hat zum Verständnis dieses Hintergrunds zumindest einen Beitrag geleistet; sie tut dies heute noch im Rahmen der Mediävistik. Nun wäre es nicht richtig anzunehmen, dass sich die moderne Linguistik nicht mit der Entwicklung der Sprache befassen würde. Allerdings betrifft dies mehr die formale Seite. Ausgenommen ist lediglich die historische Lexikographie, und die ist in der Tat unbestritten für die Literaturwissenschaft von Bedeutung.

Ich habe dies vor vielen Jahren mit einer Mischung aus Empörung und Zustimmung gelesen und seither nie vergessen, weil es schlagend eine bestimmte Einstellung belegt; leider kann ich das genaue Zitat nicht mehr finden.

Man kann allerdings die Osterkamp'schen Bedenken noch in einer anderen Weise deuten, in einer Weise, die durchaus den Wissenschaftscharakter der Linguistik betrifft. Für Hermann Paul, in dessen erstmals 1880 erschienenen *Prinzipien der Sprachgeschichte* die Sprachtheorie des 19. Jahrhunderts gipfelt, war es selbstverständlich, dass es nur eine wirklich wissenschaftliche Betrachtung der Sprache geben könnte, nämlich die geschichtliche; eine Sprachforschung, die sich nur mit dem Gegenwärtigen befasst, mag wohl die Fakten deskriptiv gut erfassen; aber sie kann nicht ihren Zusammenhang erklären. Eine synchrone Betrachtung mag sagen, wie es ist, aber nicht, warum es so ist; deshalb ist sie nicht wirklich wissenschaftlich:

Es ist eingewendet, daß es noch eine andere wissenschaftliche Betrachtung der Sprache gäbe, als die geschichtliche. Ich muss das in Abrede stellen. Was man für eine nichtgeschichtliche und doch wissenschaftliche Betrachtung der Sprache erklärt, ist im Grunde nichts als eine unvollkommen geschichtliche, unvollkommen teils durch Schuld des Betrachters, teils durch Schuld des Beobachtungsmaterials. Sobald man über das bloße Konstatieren von Einzelheiten hinausgeht, sobald man versucht, den Zusammenhang zu erfassen, die Erscheinungen zu begreifen, so betritt man auch den geschichtlichen Boden, wenn auch vielleicht ohne sich klar darüber zu sein.

So schreibt Paul im Vorwort zur zweiten Auflage seiner *Prinzipien* (Jena 1886). Wir hegen diese Vorstellung nicht mehr. Aber es sei daran erinnert, dass der zentrale explikative Faktor der gesamten modernen Biologie, jedenfalls in der Selbstwahrnehmung der meisten ihrer Vertreter, ein geschichtlicher ist: es ist die Evolution. Um Hermann Paul etwas zu variieren: Sobald man über das bloße Sammeln von biologischen Einzelheiten hinausgeht, sobald man versucht, den Zusammenhang zu erfassen, die Erscheinungen zu begreifen, muss man sich auf die Prinzipien der Evolution stützen.

2.3.2 Wider die Literaturwissenschaftler

Auch hier sind es, so scheint mir, hauptsächlich drei Vorbehalte, die sich aus der diffusen Einstellung der Linguisten herauschälen lassen.

1. Die Literaturwissenschaftler sind unverständlich.

Sie benutzen zwar keine Formelsprache, aber eine Prosa, bei der man sich alles und nichts denken kann. Der krassste Fall sind sicherlich postmodernistische Texte, die allerdings oft über die üblichen Grenzen der Disziplinen hinausgreifen oder hinauszugreifen scheinen.⁷ Nun mag dies ein gewisser Exzess sein. Allerdings finde ich selbst auch viele ältere theoretische Texte - Walter Benjamin ist

Es ist übrigens bemerkenswert, dass nicht wenige Texte, die ich selbst als - vorsichtig gesagt - schwierig empfinde, von Autoren stammen, denen man eine gewisse Nähe zur Linguistik nachsagt - Kristeva, Derrida, Lacan, um nur einige zu nennen. Mit Linguistik, so wie sie im Fach selbst verstanden wird, haben diese Arbeiten aber sehr wenig gemein, und sie werden von Linguisten auch höchst selten gelesen. Freilich:

ein gutes Beispiel - schwer zu verstehen. Eigentlich gar nicht zu verstehen. Ich komme auf diesen Punkt in Abschnitt 4 ausführlicher zurück.

2. Die Literaturwissenschaftler weichen den eigentlich wesentlichen Fragen aus.

Dies gilt insbesondere für die Frage, welche Eigenschaften denn eigentlich ein Kunstwerk zum Kunstwerk macht. Eine gute Interpretation kann uns vieles lehren, vieles sieht man besser oder überhaupt zum ersten Mal. Aber wieso versucht man sich unentwegt an der Deutung von *Brod und Wein*, nicht aber an der Interpretation von *Uf de schwäbsche Eisebahne*? Die Antwort ist klar: *Brod und Wein* ist ein eminentes Kunstwerk, *Uf de schwäbsche Eisebahne* ist ein alberner Kindervers. Aber wieso ist dies so? Die Frage mag unpassend erscheinen, weil das ja ein jeder weiß. Aber wieso weiß es ein jeder? Etwas anders, und etwas beantwortbarer gesagt: Was sind eigentlich die ästhetischen Eigenschaften, die ein sprachliches Kunstwerk über einen banalen Text hinausheben, und wie wirken diese Eigenschaften? Eine Antwort kann nicht daraus bestehen, es an einem Beispiel zu erläutern und alles weitere der Einsicht und den Empfindungen des Fragenden zu überlassen. Es müsste eine wissenschaftliche Antwort gegeben werden, eine Antwort, die auf empirische Untersuchungen und letztlich auf gewisse Prinzipien gegründet ist.

3. Die Literaturwissenschaft ist unwissenschaftlich.

Ein jeder sagt, was er will, man kann es ihm glauben, man kann aber auch einem anderen glauben, der etwas anderes sagt. Es gibt keine Maßstäbe, die uns zwischen richtig und falsch unterscheiden ließen. Dies gilt selbstverständlich nicht für all jene Bereiche, die die notwendige Grundlage bereitstellen, beispielsweise bei biographischen Fakten oder Aussagen wie >es ist ein Sonett<, also für den ersten der beiden oben genannten Kernbereiche. Es gilt aber für den zweiten, also bei Aussagen, die sich auf die Interpretation von Texten beziehen. Von vielen Texten - Gedichten, Prosawerken, Dramen - gibt es zahlreiche Interpretationen - aber welche ist die richtige? Oder treffen alle gleichermaßen zu?

Zwischen den Vorbehalten auf beiden Seiten gibt es eine eigentümliche Parallelität, wenn auch aus unterschiedlicher Warte:

- unverständlich, entweder weil >formalisiert< oder weil vage und unverbindlich;
- unwesentlich, entweder weil der Gegenstand banal ist oder weil die ästhetischen Eigenschaften, jene, die einen literarischen Text auszeichnen, nicht wirklich angegangen werden;
- unwissenschaftlich, weil nicht den Maßstäben der empirischen Validierung genügend, unwissenschaftlich, weil unhistorisch.

Im Folgenden will ich nun zwei Aspekte dieses wechselseitigen Missvergnügens herausgreifen und etwas näher betrachten. Vorab sei noch einmal daran erinnert

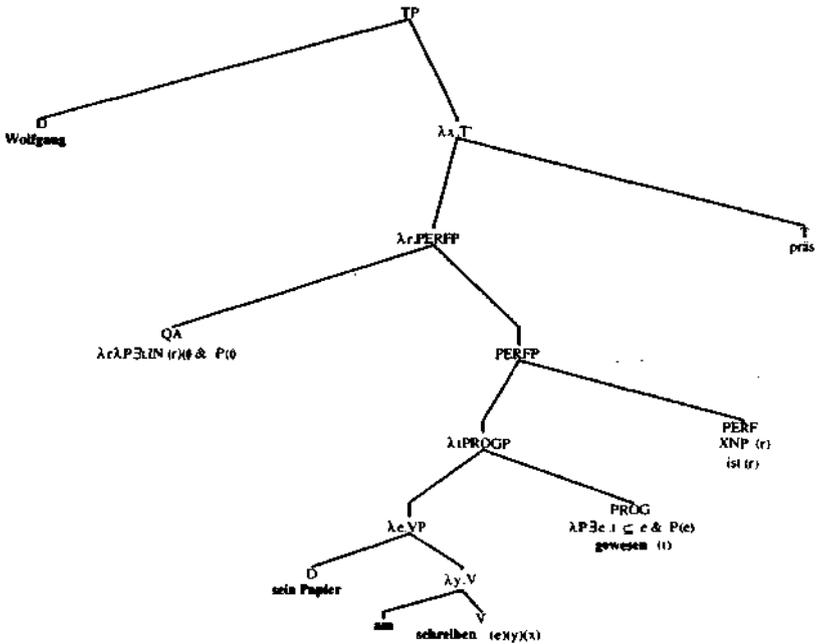
das Wort Linguistik steht nicht unter Markenschutz, und jeder, der sich in irgendeiner Weise mit Sprache und Texten befasst, mag sich so nennen.

- es wird freilich ohnehin gleich deutlich werden -, dass all dies aus der Warte eines Sprachwissenschaftlers geschrieben ist.

3. Der Horror des Formalen

3.1 Ein Beispiel

Ich beginne der Anschaulichkeit halber mit einem kurzen Ausschnitt aus einem linguistischen Aufsatz, der zu gleich zwei der in Abschnitt 2.3.1 genannten Vorbehalte Anlass gibt.⁸ Es geht um die Analyse eines äußerst banalen Satzes, nämlich *Wolfgang ist sein Papier am Schreiben gewesen*, insbesondere um seine temporale Struktur, und diese Analyse zeigt den ganzen Horror des Formalen. Wie üblich werden bei einer solchen Analyse mehrere Ebenen der Beschreibung unterschieden. Auf der entscheidenden Ebene, deren Name uns hier nicht zu interessieren braucht, sieht die Struktur folgendermaßen aus:



⁸ Diese Analyse entstammt einem Aufsatz von Arnim von Stechow, die vor fast einem Jahrzehnt in dem (von mir betreuten) Heft 113 dieser Zeitschrift erschienen ist. Es ist ein exzellenter Aufsatz von einem exzellenten Wissenschaftler. Ich sage dies, weil eine saubere formale Analyse in vielen Fällen nur vorgetäuscht ist; ich komme darauf im folgenden Abschnitt zurück.

Diese Struktur wird nun schrittweise in eine weitere Repräsentation überführt, die - so die Annahme - die Semantik des Satzes angibt. Diese Schritte sehen so aus (die kursiven Bemerkungen erläutern diese Schritte):

- Wolfgang_x** [_r[∅ [_e[sein Papier_y am schreiben_{(e)(y)(x)}] gewesen(t)] ist(r)]
 präs]
- = **Wolfgang_x** [∅ [_e[sein Papier_y am schreiben(e)(y)(x)] gewesen(t)]
 ist(präs)]
(präs wird durch λ-Konversion importiert)
- = **Wolfgang_x** [∅ [_e[sein Papier_y am schreiben(e)(y)(x)] gewesen(t)]
 XP(präs)]
(Bedeutung von ist)
- = **Wolfgang_x** [λP∃t[IN(r)(t) & P(t)] [_e[sein Papier_y am schreiben(e)(y)(x)]
 gewesen(t)] XP(präs)]
(Bedeutung von ∅)
- = **Wolfgang_x** [λP∃t[IN(XP(präs))(t) & P(t)] [_e[sein Papier_y am schreiben(e)
 (y)(x)] gewesen(t)]
(Anwendung von ∅ auf das Perfekt)
- = **Wolfgang_x** [∃t[IN(XP(präs))(t) & [_e[sein Papier_y am schreiben(e)(y)(x)]
 gewesen(t)]]
(Anwendung von λP∃t{IN(XP(präs))(t) & P(t)} auf PROG P)
- = **Wolfgang_x** [∃t[IN(XP(präs))(t) & [_e[sein Papier_y am schreiben(e)(y)(x)]
 λP∃e[t ⊆ e & P(t)]]]
(Definition von gewesen(t), d. h. Progressiv)
- = ∃t[IN(XP(präs))(t) & ∃e[t ⊆ e & sein Papier_y am schreiben(e)(y)(Wolfgang)(t)]
(Semantische Rekonstruktion von Wolfgang in die VP durch λ-Konversion)
- = ∃t[IN(XP(präs))(t) & ∃e[t ⊆ e & am schreiben(e)(sein Papier)(Wolfgang)(t)]
(Semantische Rekonstruktion von sein Papier in die VP durch λ-Konversion).

Die Annahme ist vielleicht nicht verfehlt, dass niemand außer einem Linguisten dies versteht. Freilich ist es auch so, dass die meisten Linguisten es nicht verstehen. Weshalb also macht man es?

Hier komme ich nun in eine etwas schwierige Situation. Der Nutzen formaler Methoden ist unter den Linguisten durchaus umstritten, und dieser Riss setzt sich bisweilen in die einzelne Person fort. Mir geht es so. Man muss daher vielleicht fragen, welchen Sinn Formalisierungen beim Studium der menschlichen Sprache überhaupt haben. Dazu muss ich eine Spur ausholen.

3.2 Wozu überhaupt Formalisierungen?

Formale Methoden zu verwenden, ist in vielen Wissenschaften seit langem üblich. Vorreiter war die Physik. Isaac Newton war in seiner ganzen Denkweise ein Mensch des Mittelalters. Er hat einen großen Teil seiner Bemühungen auf Fragen verwendet, deren Klärung wir heute für außerhalb der Wissenschaft stehend betrachten. Aber was er geleistet hat und was ihn einstweilen unsterblich gemacht hat, war, für einen Teil der erforschbaren Welt >mathematische Prinzipien der Naturphilosophie< zu entwickeln. Er hat, von einigen Annahmen und vielen Beobachtungen ausgehend, alles >berechnet<. Dieses Vorgehen, für manche ein Horror, hat sich als überaus erfolgreich erwiesen. Hundertfünfzig Jahre nach Newton schreibt David Humes im letzten Abschnitt seiner *Enquiry concerning human understanding*, ein Buch, das weder neue empirische Fakten enthalte noch mathematische Aussagen, sei wertlos und gehöre ins Feuer. Das ist vielleicht etwas übertrieben (einmal ganz abgesehen davon, dass Humes eigene Bücher unter Einschluss der *Enquiry* weder neue empirische Tatsachen noch mathematische Aussagen enthalten). Aber es macht deutlich, wie schnell sich die Mathematisierung durchgesetzt hat, und es macht deutlich, welch hohen Status solche Methoden in vielen Wissenschaften haben. Man kann es etwas zugespitzt so formulieren:

Formalisierungen signalisieren einen hohen Rang in der Hackordnung der Wissenschaften.

Diese Einschätzung setzt sich innerhalb einer Wissenschaft fort: je weiter mathematisiert die Erkenntnisse sind, umso weiter fortgeschritten ist der Teilbereich. Das schlägt sich in drei recht unterschiedlichen Haltungen nieder:

1. Manche meinen, dass so vorzugehen die eigentlich wissenschaftliche Methode ist; andere Darstellungsformen sind zumindest unterlegen, vielleicht gar nur Vorstufen der wissenschaftlichen Aufarbeitung selbst.
2. Manche, die solche Methoden nicht verwenden und auch in der Regel nicht verstehen, fühlen sich unterlegen.
3. Andere aber reagieren mit Abneigung. Diese Einstellung findet sich nicht nur unter Literaturwissenschaftlern, sondern durchaus auch unter Linguisten.

Es gibt nun aber einen zweiten, weitaus weniger auffälligen Umstand, der die Linguistik im Besonderen betrifft:

Keine empirische Wissenschaft außer der Linguistik formalisiert ihre Erkenntnisse - es sei denn, es geht um irgendwelche numerischen Verhältnisse.

Kein Hirnforscher käme je auf den Gedanken, von seinem üblichen schlechten Englisch abzulassen und zu schreiben:

$\forall x (N(x) \rightarrow P(x))$, where N = neurone & P = has at least one axone

Seine Fachkollegen würden ihn für einen Wahnsinnigen halten; sie schreiben einfach: *Jedes Neuron hat mindestens ein Axon*. Natürlich werden in den meisten Naturwissenschaften Formeln gebraucht. Aber diese tauchen immer dann auf, wenn es um die genaue Angabe irgendwelcher numerischer Verhältnisse geht: $e = mc^2$ oder $h = 6,625 \times 10^{-34}$; dazu zähle ich hier auch geometrische Angaben wie beispielsweise die Keplerschen Gesetze (obwohl Kepler selbst sie nicht in Formeln ausgedrückt hat, und man hat ihn auch verstanden). In der Linguistik werden hin und wieder quantitative Untersuchungen durchgeführt - erstaunlich wenige im Übrigen; dazu braucht man Formeln, ebenso wie die Physiker oder die Chemiker, wenn sie den Ionenfluss oder das Gasgleichgewicht beschreiben. Aber brauchen es auch Linguisten, denen es nicht um quantitative Angaben geht, und wozu sind sie so total anders als die Forscher in den anderen empirischen Wissenschaften? Dies ist schwer zu beantworten. Vielleicht ist es hilfreich zuzuschauen, wie die Linguistik überhaupt zu den formalen Methoden gekommen ist.

Man muss hier drei - teils zusammenhängende - Quellen erkennen, aus denen sich die derzeitigen Formelwäldern speisen.

- A. Die erste ist die modernen Logik, vertreten durch Wissenschaftler wie Frege, Russell, Carnap, Tarski, Montague, um nur einige zu nennen. Diese Linie hat zur Entwicklung der *wahrheitswertfunktionalen Semantik* geführt, in der in präziser Weise die Bedingungen dafür angegeben werden, unter denen ein Satz wahr ist. Die Syntax spielt dabei, wenn überhaupt, nur eine untergeordnete Rolle, andere Teilgebiete der Linguistik, etwa die Phonologie oder die Morphologie noch weniger.
- B. Die zweite Quelle ist die Übertragung algebraischer Methoden, wie sie beim Studium formaler Sprachen verwandt werden, auf die Syntax natürlicher Sprachen. Diese Entwicklung setzt Mitte der Fünfzigerjahre mit Chomsky, Schützenberger, Miller und anderen ein und hat zumindest für ein Jahrzehnt die generative Grammatik maßgeblich geprägt. Das Ergebnis ist die *formale Syntax*.
- C. Die dritte Quelle ist die Computerlinguistik. Programme müssen in einer formalen Sprache geschrieben sein. Ebenso aber müssen die linguistischen Fakten formal ausspezifiziert werden, wenn man sie für die syntaktische Analyse, für die maschinelle Übersetzung, für Dialogsysteme und dergleichen verwenden will. Diese Linie hat daher gleichfalls zur *formalen Syntax* beigetragen; allerdings sind die tatsächlich verwandten formalen Grammatiken in aller Regel etwas anderer Natur als die unter B angesprochenen. Sie sind wesentlich stärker an der praktischen Brauchbarkeit als an prinzipiellen Fragen ausgerichtet: das System muss hinterher laufen, und ob die Ergebnisse gewissen linguistischen Kriterien genügen, ist zwar nicht unwichtig, aber nachgeordnet.

Es gibt viele Überschneidungen zwischen diesen drei Ursprüngen, die ich hier nicht weiter verfolgen will. In meinen Augen ist ein formales Vorgehen in diesen drei Fällen ganz unterschiedlich gerechtfertigt.

Für die Computerlinguistik ist der Fall am klarsten. Vielleicht kommt man einmal dahin, dass die Rechner in ihrer Tumbheit auch natürliche Sprachen verstehen; aber selbst dann muss ihnen deren Aufbau formal aufbereitet werden. Dazu braucht man nun einmal ein formales System; das gilt für die Syntax ebenso wie für die Semantik. Allerdings geht es dabei nicht um die wissenschaftlichen Ziele der Linguistik, sondern um Anwendungen auf dem Computer. Für die rein wissenschaftliche Untersuchung der menschlichen Sprachfähigkeit und ihrer Gesetzmäßigkeiten folgt daraus nichts, weder, dass man solche Methoden verwenden soll, noch, dass man sie nicht verwenden soll.

Anders sieht es bei Punkt B aus. Formale Syntaxen im strengen Sinne sind nämlich selbst im Rahmen der generativen Grammatik weithin aus der Mode geraten. Darüber darf die häufige Verwendung von Strukturbäumen nicht hinwegtäuschen. Dabei handelt es sich nämlich fast immer eher um Abbildungen, deren formale Eigenschaften kaum bekannt sind und die auch nicht den Präzisionsansprüchen, wie sie etwa in der Analyse formaler - also nicht natürlicher - Sprachen üblich sind. Wo die generative Grammatik unserer Tage formal scheint, handelt es sich, ganz anders als beispielsweise in der formalen Semantik, größtenteils um Abkürzungen und Scheinformalisten. Das zeigt sich sofort, wenn man versucht, eine grammatische Analyse in diesem Rahmen - sagen wir etwa im sogenannten >minimalist framework<, wie es Chomsky und andere in den Neunzigerjahren des vorigen Jahrhunderts entwickelt haben -, in eine Anwendung umzusetzen, bei der Explizitheit und Präzision unabdinglich sind, beispielsweise in eine maschinelle syntaktische Analyse oder auch in ein System, mit dem getestet wird, ob die von dem jeweiligen Grammatikfragment beschriebenen Strukturen wohlgeformt sind. Es ist nicht unmöglich, aber nur mit einem erheblichen Aufwand und unter Einbezug tatsächlicher formaler Systeme. Diese Praxis scheint mir selbst die schlechteste aller Vorgehensweisen. Es ist schwierig, esoterisch und für den Außenstehenden, manchmal sogar für den Innenstehenden, unverständlich, ohne doch den Vorzug formaler Systeme, nämlich ihre Präzision und Explizitheit, aufzuweisen.

Der einzige Vorzug scheint mir der einer gewissen Anschaulichkeit der >Strukturbäume<, wenn man sich erst einmal an eine gewisse Darstellungsform gewöhnt hat. Dafür erkaufte man sich allerdings einen massiven Nachteil, der sich aus der Zweidimensionalität eben dieser Darstellung ergibt. Zwischen den einzelnen Bestandteilen eines Satzes gibt es sehr verschiedene, sehr komplexe Relationen; ein Strukturbaum muss diese irgendwie auf zwei Dimensionen projizieren; ich glaube - ohne dies jetzt hier im einzelnen begründen zu können - dass nicht wenige theoretische Annahmen der modernen Linguistik durch den Zwang zu einer solchen Darstellung begründet oder zumindest nahegelegt sind.

Anders ist dies in der wahrheitswertfunktionalen Semantik, d. h. jenen formalen Systemen, die sich im Verfolg der formalen Logik entwickelt haben. Die

Analyse semantischer Phänomene in diesem Rahmen ist präzise, wohldefiniert und im Prinzip auch klar zu verstehen - auch wenn in der Praxis nicht eben einfach. Das Beispiel, das in Abschnitt 3.1 angeführt ist, illustriert dies mustergültig. Steht dieser Aufwand in einem vernünftigen Verhältnis zum wissenschaftlichen Ertrag, d. h. zu einem besseren Verständnis der Bedeutung sprachlicher Ausdrücke, seien diese nun einfach oder zusammengesetzt? Meine eigene Haltung in dieser Frage ist aus drei Gründen ambivalent.

1. Im Prinzip ist die formale Semantik zwar sehr präzise, in der Praxis ist sie aber oft eine erhebliche Schlamperei. Die reicht von kleinen Druckfehlern, die nur deshalb nicht banal sind, weil sie den nicht ganz so souveränen Leser, der sie nicht gleich als solche erkennt, in den Wahnsinn treiben, bis zu völligen Absurditäten bei manchen Autoren, die glauben, sich auf diesem Gebiet versuchen zu müssen, ohne es wirklich zu beherrschen. Sie legen etwas Bühnenschmuck an, um sich in der Hackordnung hoch zu platzieren. Nun wäre es unbillig, die schlechte Praxis zum Maßstab für den wissenschaftlichen Nutzen einer bestimmten Methode oder einer bestimmten Beschreibungssprache zu nehmen. Wenn eine Methode schlecht angewandt wird, kann die Methode nichts dafür. Es ist jedoch ein eminentes Problem für die *Praxis* der Wissenschaft, nicht anders als die falsche oder gar absurde Anwendung statistischer Methoden in anderen Disziplinen. Nur: wer in diesen Disziplinen, sei es in der Physik oder der Experimentalpsychologie, sein Handwerkszeug nicht beherrscht, ist erledigt. In der formalen Semantik ist es nicht so.
2. In zahllosen Abhandlungen finden sich semantische Formeln, die letztlich nur noch einmal wiederholen, was zuvor schon unmissverständlich in klarer Prosa gesagt wurde. Ich habe mich oben mit dem Neuronenbeispiel ein wenig darüber lustig gemacht. In der Linguistik wimmelt es von solchen Beispielen, weil die Autoren aus irgendeinem Grund meinen, sie müssten das Ganze noch einmal in einem Ausdruck der elementaren Prädikatenlogik sagen, damit es wirklich wissenschaftlich ist.
3. In der Semantik geht es darum, die Bedeutung von Ausdrücken zu beschreiben. Traditionell hat man darunter meist die elementaren Ausdrücke gemeint, also grob gesagt die Wörter einer Sprache. Die moderne formale Semantik befasst sich aber fast ausschließlich mit der Frage, wie sich die Bedeutung komplexer Ausdrücke aus der seiner Bestandteile ergibt: sie ist *kompositioneile* Semantik, deren Ziel es ist, die Bedingungen anzugeben, unter denen ein Satz wahr ist. Die Bedeutung der elementaren Einheiten, auf denen diese Kombinatorik fußt, wird im Allgemeinen nicht thematisiert; sie wird als gegeben angenommen. Davon gibt es einige Ausnahmen. Sie gelten zumeist der Bedeutung bestimmter funktionaler Morpheme, etwa der Tempusmorpheme beim Verb (das trifft für das Beispiel in 3.1 zu), oder von manchen Funktionswörtern, etwa dem bestimmten Artikel oder Partikeln wie *nur* und *auch*. Kein formaler Semantiker käme auf die Idee, die Bedeu-

tung des Wortes *Abschied* zu analysieren. Es sind aber letztlich die Wörter mit all ihren Bedeutungsnuancen, an denen fast alles in der Sprache hängt. Wenn jemand die Bedeutung aller chinesischen Wörter kennen würde, aber keine einzige Regel, nach denen sich diese zu komplexen Bedeutungen zusammensetzen, dann würde man sagen, dass er wesentliche Teile des einschlägigen sprachlichen Wissens beherrscht. Wenn jemand die Bedeutung aller kompositioneilen Regeln des Chinesischen kennen würde, nicht aber die auch nur eines einzigen Wortes, dann würde man nicht sagen, dass er viel vom Chinesischen weiß. Ein Linguist, der das lexikalische Wissen beschreibt, hat einen großen Teil des sprachlichen Wissens abgedeckt; nicht so einer, der die kompositionale Semantik einer bestimmten Sprache beschrieben hat.

3.4 Eine Folgerung

Wenn all dies zutrifft, so ist der Nutzen formaler Methoden in der Linguistik sehr begrenzt. Für manche Zwecke, beispielsweise in der Computerlinguistik, sind sie unabdinglich; dasselbe gilt für quantitative Untersuchungen, etwa in der Corpuslinguistik. In der Syntax sind sie möglicherweise von Nutzen, spielen aber in der Praxis, gegen den Augenschein, nur eine geringe Rolle. Den größten Nutzen sehe ich in der Semantik, weil sie dort außerordentlich präzise und kontrollierbare Analysen gestatten. Diese beschränken sich aber weitestgehend auf das, was passiert, wenn man die Bedeutung der elementaren Ausdrücke bereits hat. Die Bedeutung der Wörter selbst wird nicht betrachtet. Damit kneift die Linguistik vor einer ihrer wichtigsten Aufgaben, nämlich jener, die lexikalischen Eigenschaften der Wörter systematisch zu beschreiben. Und das begrenzt auch ihren Nutzen für andere Fächer.

4. Die Beliebigkeit der Interpretation

Als Linguist kann man es sich erlauben, die Linguistik zu kritisieren. In diesem Abschnitt gehe ich nun auf einen Vorbehalt gegenüber der Literaturwissenschaft ein, den ich in gewissen Grenzen teile. Das ist heikel. Aber vielleicht ist dieser Vorbehalt ja auch völlig unberechtigt, Ausdruck mangelnder Vertrautheit und mangelnden Wissens. Das aber kann man nur herausfinden, wenn man ihn ausspricht.

4.1 Ein Beispiel

Es gibt Interpretationen, viele sogar, nach deren Lektüre man den Eindruck hat, den Text, denen sie gelten, besser zu verstehen. Für mich haftet aber auch lehrreichen Interpretationen oft etwas Beliebiges an. Der eigentümlich apodiktische Ton - wir werden gleich ein Beispiel betrachten - ist nicht so recht begründet. Das wäre nun zu verstehen, wenn es nun darum ginge, dass der Verfasser seine eigenen Empfindungen angesichts eines Texts beschreibt - eine objektive Darstellung des völlig Subjektiven. Das wäre vielleicht noch keine Wissenschaft, aber eine wichtige Vorstufe dazu, denn es geht ja nicht zuletzt um die Wirkung, die ein literarisches Werk auf einen Menschen, oder auf viele Menschen, hat. Aber der Anspruch einer Interpretation, so scheint mir, ist normalerweise ein anderer: der Verfasser will nicht bloß sagen: »ich empfinde es so«, er will sagen: »es ist so«.

Den folgenden Text habe ich zum ersten Mal vor mehr als einem Jahrzehnt gelesen, weil er einem Gedicht gilt, das mich, seit ich es kenne - und das ist lange her -, immer wieder berührt. Er stammt aus Karl Heinz Bohrs Buch *Abschied. Theorie der Trauer: Baudelaire, Goethe, Nietzsche, Benjamin* (Frankfurt a.M. 1996). Der erste Teil des Buchs, »Baudelaires Melancholie als Zeitbewußtsein«, ist im Wesentlichen den *Fleurs du Mal* gewidmet. Der dritte Abschnitt darin, mit »Die Aufhebung des epiphanen Moments« überschrieben, beginnt wie folgt" (der vorausgehende Abschnitt galt vor allem der Sektion *Spleen et Idéal*):

Die Wahrnehmungssituation, daß der Sprecher nicht in idealer Sprechsituation Erinnerung an einen Gegenstand heftet, sondern sie in einer zeitlich bestimmten Situation des Alltags inszeniert, tritt als etwas radikal Neues in der Sektion *Tableaux Parisiens* auf. Nunmehr ist Baudelaires imaginativer Raum konkretisiert in der Zeit der Metropole Paris. In den beiden am meisten kommentierten Gedichten nicht nur des Zyklus, sondern der *Fleurs du mal* überhaupt, *À une Passante* und *Le Cygne*, ist die Abschieds-/Erinnerungs-Situation in ihren beiden relevanten alternativen zeitlichen Perspektivierungen dargestellt. In *À une Passante* ist eine Nahperspektive unmittelbarer Wahrnehmung gegeben, die umschlägt in Verlust. In *Le Cygne* ist eine Fernperspektive gegeben, die den Erinnerungsmodus des Zyklus *Spleen et Idéal* neu faßt. Wurde in den *Spleen et Idéal*-Gedichten das Absterben der Zeit im Erinnerungsakt kontemplativ bedacht, wird in den Gedichten der *Tableaux Parisiens* die Zeitwahrnehmung selbst zum Thema. Das ist eine gravierende Differenz, da nunmehr erst eigentlich die Selbstreflexion von Zeitwahrnehmung in actu exerziert ist:

À UNE PASSANTE

La rue assourdissante autour de moi hurlait.
 Longe, mince, en grand deuil, douleur majestueuse,
 Une femme passa, d'une main fastueuse
 Soulevant, balançant le feston et l'ourlet;

S. 161-164. Ich lasse die beigegefügte deutsche Übersetzung des Gedichts und einige Fußnoten, in denen auf andere Autoren eingegangen wird, weg.

Agile et noble, avec sa jambe statue,
 Moi, je buvais, crispé comme un extravagant,
 Dans son œil, ciel livide ou germe l'ouragan,
 La douceur qui fascine et le plaisir qui tue.

Un éclair ... puis la nuit! - Fugitive beauté
 Dont le regard m'a fait soudainement renaître,
 Ne te verrais-je plus que dans l'éternité?

Ailleurs, bien loin d'ici! trop tard! *jamais* peut-être!
 Car j'ignore ou tu fuis, tu ne sais où je vais,
 Ô toi que j'eusse aimée, ô toi qui le savais!

Dass dieses Gedicht eine Emphatisierung des Zeitverlusts in Bezug auf Seins- und Schönheitskategorien darstellt, hat Walter Benjamin in den Satz gefasst: »Es ist ein Abschied für ewig, der im Gedicht mit dem Augenblick der Berücksichtigung zusammenfällt.« Er nennt diesen Augenblick »Figur des Chocks«, »Figur einer Katastrophe«. Ohne noch einmal auf die Problematik des Benjaminschen Begriffs des »Chocks« einzugehen, und seine sozialpsychologische Begründung, die auch hier wieder anklingt, ist die Verschiebung des Zeitmoments genauer zu ermesen. Was wäre hier der Chock? Es ist zunächst nachdrücklich die Situation des Wahrnehmenden gegenüber der Situation des Sprechers in dem Zyklus *Spleen und Idéal* zu konstatieren: Der von ständiger Bewegung - und dies initiiert schon zeitliche Faktoren - Umfaßte wird, ohne darauf vorbereitet zu sein, von einer Wahrnehmung getroffen, die in doppelter Weise von allem anderen Sichtbaren unterschieden ist: Sie ist innerhalb einer profanen Szenerie, zu der die Wahrnehmung selbst gehört, nicht profan, sondern erhaben. Sie ist, auch wenn sie als entschwindende erscheint, anders bewegt als der übrige Verkehr, nämlich statuenhaft. Somit repräsentiert sie - konzentriert man sich auf die Zeitmetaphorik und nicht auf außerhalb dieser liegenden Indizien - sofort das Gegenteil von Entschwinden, nämlich Ewigkeit.

Es ist sehr merkwürdig. Ich verstehe dies, und ich verstehe es nicht. Ich verstehe es nicht so gut wie Baudelaires Gedicht. Es ist viel klarer als der interpretierende Text (ganz wie es im *Malte Laurids Brigge* heißt »Er war ein Dichter und liebte nicht das Ungefähre«). In gewisser Weise könnte man sagen, das Gedicht erklärt die Interpretation.

Nun habe ich diese - hier ohnehin aus dem Zusammenhang gelöste - Interpretation nicht angeführt, weil ich sie für unzulänglich oder gar falsch halte. Ich habe sie vielmehr ausgewählt, weil mir das Gedicht vertraut ist und weil der Verfasser der Interpretation einen exzellenten Namen im Fach hat. Man darf daher, als Außenstehender, annehmen, dass diese Interpretation sehr gut ist. Die Probleme des Außenstehenden kann man zu drei Punkten verdichten.

1. Viele Sätze verstehe ich einfach nicht, obwohl weder die Wörter noch der Satzbau ungewöhnlich sind. Was soll der lange nominale Ausdruck zu Beginn des ersten Satzes heißen? »Die Wahrnehmungssituation, dass der Sprecher nicht in idealer Sprechsituation Erinnerung an einen Gegenstand heftet, sondern sie in einer zeitlich bestimmten Situation des Alltags inszeniert,

Ich kann mir hier schon etwas denken; aber sehr klar ist es nicht. Was ist diese Wahrnehmungssituation? Warum ist sie inszeniert und nicht Erinnerung? Und wer ist der Sprecher? Ist es Baudelaire, oder Baudelaires lyrisches Ich? Wieso heftet jemand Erinnerungen an einen Gegenstand? Sind sowohl die ideale Sprechsituation wie die zeitlich bestimmte Alltagssituation Wahrnehmungssituationen?

Ein weiteres Beispiel: Wieso ist die Wahrnehmung, die zur profanen Szenerie gehört, nicht profan, sondern erhaben? Und wieso ist sie statuenhaft? Zwar wird das Bein der Vorübergehenden statuenhaft genannt, aber weder sie noch die Wahrnehmung selbst scheinen mir statuenhaft. Möglicherweise ist damit aber etwas ganz anderes gemeint.¹⁰

2. Woher weiß der Verfasser das, was er sagt? Steht es im Text selbst? Wie sonst kann er seine Behauptungen rechtfertigen, oder stehen sie gar nicht unter dem Rechtfertigungszwang, der anderweitig für wissenschaftliche Aussagen bestimmend ist? Ein Biologe kann ja auch nicht einfach sagen: »Mit den Blaualgen verhält es sich und so.« Er muss seine Aussagen zweifelsfrei begründen können. Dabei kann es Fehler geben, die dann durch weitere Untersuchungen korrigiert oder auch nicht korrigiert werden können. Bei Aussagen wie den oben angeführten weiß man aber überhaupt nicht, unter welchen Bedingungen sie falsch wären.

Dies hat, um einem möglichen Missverständnis zu begegnen, keineswegs mit einem möglichen Unterschied zwischen Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften zu tun. Aussagen in einem Werk der politischen Geschichte stehen unter einem strengen Wahrheitsanspruch, auch wenn die Datenlage oft genug so ist, dass dieser Wahrheitsanspruch nicht entschieden werden kann. Es ist jedenfalls klar, unter welchen Bedingungen sie falsch wären. Dasselbe gilt für all jene Bereiche der Literaturwissenschaft, die - wie oben in Abschnitt 2 gesagt wurde -, die materielle Grundlage bereitstellen. Eine Behauptung wie »E.T.A. Hoffmann ist in Bamberg geboren« ist einfach falsch.

3. Mit dem »Wahrheitswertanspruch« hängt nun ein weiteres, weniger offensichtliches Problem zusammen: worüber reden Interpretationen eigentlich? Ob etwas zutrifft oder nicht, kann immer nur im Hinblick auf das beurteilt werden, über das es etwas sagt. Der Satz »Die Einwohner lebten in mäßigem Wohlstand« kann wahr oder falsch sein, je nachdem, welche Einwohner und welche Zeit man meint. Sagen die Behauptungen, aus denen sich eine literarische Interpretation zusammensetzt, etwas über Texte einer bestimmten Form und einer bestimmten zeitgeschichtlichen Verankerung aus, sagen sie etwas über die Empfindungen und Eindrücke des Interpreten, oder ist es noch etwas anderes, auf das sie sich beziehen?¹⁰

Der Satz Walter Benjamins, der im Text zitiert wird, scheint mir im übrigen bemerkenswert klar: »Es ist ein Abschied für ewig, der im Gedicht mit dem Augenblick der Berücksichtigung zusammenfällt.« Aber er ist natürlich falsch, wenn er denn tatsächlich über das Gedicht ist. Dort heißt es »*jamais peut-être*«.

Solche Fragen zu stellen, mag ungebührlich erscheinen, Fragen eines *barbaros*, der besser von Dingen schweigen sollte, die er nicht versteht. Aber ich denke, die Wissenschaft ist nun einmal der Wahrheit verpflichtet, und die Wahrheit kann man nur beurteilen, wenn klar ist, was gesagt wird, worüber es gesagt wird, und was die Kriterien sind, nach denen sich die Wahrheit bemisst. Dies ist es auch, was nach meiner Vorstellung die Literaturwissenschaft von der Literaturkritik unterscheidet. Wenn ein noch so kundiger Literaturkritiker ein Werk bespricht, so erwarte ich nicht mehr, als dass er seine Eindrücke, seine Meinung in Worte fasst - auch wenn er sich selbst als Papst empfinden mag. Ich erwarte nicht, dass er seine Meinung unter die strengen Maßstäbe der Wahrheit und ihres Nachweises stellt. Die Literaturkritik ist im besten Falle ein Gespräch unter Gebildeten, und als solches lehrreich; sie ist keine Wissenschaft.

Man kann dies etwas anders formulieren. Wenn zwei Kenner etwas ganz Verschiedenes über einen literarischen Text sagen - sagen wir über die letzte Zeile des Gedichts »Auf eine Lampe« -, dann mag sehr wohl sein, dass man zwischen diesen beiden Auffassungen nicht entscheiden kann, oder allenfalls, wenn man bestimmte Zusatzannahmen zu Hilfe nimmt; dies ist nicht anders als in anderen Wissenschaften auch. Aber es muss im Prinzip entscheidbar sein. Fallen Interpretationen unter diesen Wahrheitsanspruch, oder sind so beliebig, wie sie dem Außenstehenden oft erscheinen?

5. Zueinander

Die Gräben sind tief, man soll sich keine Illusionen machen. Aber es wäre ja absurd, wenn es zwischen den beiden einzigen Fächern, die die Sprache nicht nur benutzen, sondern sie zum Gegenstand ihrer Untersuchungen haben, keine fruchtbare Zusammenarbeit geben könnte.

An dieser Stelle ist es vielleicht hilfreich, sich einmal zu überlegen, was denn eigentlich mit »Sprache« gemeint ist. Das Wort wird ja in ganz unterschiedlichen Weisen verwendet. In der Sprachwissenschaft ist es seit einem guten Jahrhundert üblich geworden, zumindest drei Begriffe zu unterscheiden. Dies ist zum einen das menschliche *Sprachvermögen*, mit dem wir geboren werden und das uns von allen anderen Arten unterscheidet. Es ist dies zum anderem die Fähigkeit, komplexe Ausdruckssysteme zu entwickeln, zu erlernen und zur Kommunikation mit anderen zu benutzen; diese Ausdruckssysteme sind die *Einzel Sprachen*, deren es derzeit vielleicht 6000 oder 7000 auf Erden gibt. Das dritte ist der *Gebrauch*, den wir von diesen Ausdruckssystemen machen, um wahrnehmbare Äußerungen - gesprochene oder geschriebene Texte - zu produzieren und zu verstehen. In der Redeweise von Ferdinand de Saussure werden diese drei Begriffe von Sprache als *faculté de langage*, *langue* und *parole* bezeichnet. Zentrale Aufgabe des Linguisten ist es nach Saussure, die *langue* zu erforschen - das einzelsprachliche System. Dies kann man anders sehen. In der generativen Grammatik steht die Universalgrammatik im Mittelpunkt, das, was uns

als Teil unserer genetischen Ausstattung angeboren ist und den gleichbleibenden Kern aller Sprachen bildet, wie immer sie sich unterscheiden mögen. Für nicht wenige Linguisten aber bildet weder das eine noch das andere den Gegenstand ihrer Bemühungen. In der Textlinguistik ebenso wie in der Gesprächsanalyse beispielsweise geht es um die Eigentümlichkeiten der *parole*, also des Gebrauchs der Einzelsprache zu bestimmten Zwecken.

Die drei Begriffe von Sprache sind natürlich miteinander verwandt. Dabei ist wichtig zu sehen, dass sie in einem doppelten Produktverhältnis stehen. Das einzelsprachliche System ist ein Produkt unseres angeborenen Sprachvermögens, ein Produkt, das in gemeinsamer Interaktion über die Jahrhunderte geschaffen wird. Sprachen sind nicht gottgegeben, sie sind ein Erzeugnis gemeinsamen Handelns. Sie sind ein Werkzeug, das sich bestimmte Gemeinschaften von Menschen miteinander schmieden. Diese Systeme werden im Laufe der Geschichte immer reicher und differenzierter. Daher ist es auch eine kuriose Vorstellung, dass Sprachen >verfallen< - wenn damit das Ausdruckspotenzial gemeint ist, über das sie verfügen. Sicher, manche Formen werden im Laufe der Jahre ungebräuchlich und verschwinden vielleicht gar ganz. Aber dies ist nichts im Vergleich zu dem Zugewinn, den wir der gemeinsamen Arbeit der Sprechenden und Schreibenden verdanken.

Zum Gebrauch der Sprache gehört immer dreierlei. Dies ist zum ersten das wahrnehmbare Produkt, das zu bestimmten Zwecken geschaffen wird - ein Wort, ein Satz, ein Text. Das zweite ist die Person, die dieses Produkt zu bestimmten Zwecken hervorbringt, der Sprecher oder Schreiber; das dritte ist die Person, die das Produkt interpretiert - hört oder liest. Das Verhältnis zwischen diesen drei Bestandteilen kann sich im Einzelnen ganz unterschiedlich gestalten. So kann die Aufgabe, den Text hervorzubringen, im Wesentlichen von einem geleistet werden; dies ist bei einem Gedicht der Fall, aber auch bei einem Aufsatz wie dem Vorliegenden. Sie kann aber auch in schnellem Wechsel auf mehrere verteilt sein, wie bei einem Gespräch.

So sind denn auch literarische Texte - sagen wir das Gedicht *À une Passante* Hervorbringungen des menschlichen Sprachvermögens, das dazu ein bestimmtes Ausdruckssystem mit seinen besonderen strukturellen Eigenschaften - grammatischen wie lexikalischen - nutzt. Dies ist nicht anders als bei einem Beipackzettel, einem Bettelbrief, oder der täglichen Klage über das Mensaessen. Darin liegt das Gemeinsame aller Texte, und darin liegt auch das, was Literaturwissenschaft und Linguistik verbindet.

Literarische Texte haben aber einige weitere Charakteristika, die freilich sehr unterschiedlich ausgeprägt sein können. Vier solcher Eigenschaften sind besonders wichtig:

- A. Sie sind dem *hic et nunc* einer bestimmten Redesituation - der Origo, wie man im Anschluss an Karl Bühler oft sagt - entbunden. >Sprechzeit< und >Hörzeit< fallen, anders als bei jenen elementaren, durchweg mündlichen Formen der Kommunikation, in denen sich die Sprache zuerst entfaltet,

nicht zusammen; es gibt auch gar nicht eine >Hörzeit<, sondern viele. Nun ist dies nicht nur bei literarischen Texten so. Es gilt beispielsweise auch für Gesetzestexte, die aber wiederum in anderer Beziehung verschieden sind.

- B. Mit Entbundenheit von einer bestimmten Redesituation ändert sich auch das Verhältnis von >Sprecher< und >Hörer<. Die Art der >Produktion< ist eine andere; es ist eben der literarische Schaffensprozess. Ebenso ist die Art des >Verstehens< eine andere: es ist eben die Rezeption eines literarischen Werkes. Auch dies hat eine gewisse Parallelität in anderen, situationsentbundenen Texten, etwa den bereits genannten Rechtstexten, in denen der >Sprecher< der Gesetzgeber und der >Hörer< das Rechtssubjekt ist - oder aber der, der den Gesetzestext auslegt. Linguisten neigen dazu, ihre Analysen auf >den kanonischen Fall<, d. h. die unmittelbare Kommunikation in einer bestimmten, raumzeitlich fixierten Redesituation zu konzentrieren. Das ist aber nur ein besonderer Fall. Die Sprache geht viel weiter.
- C. Die Funktion ist eine andere. Ein Gespräch dient der unmittelbaren Kommunikation, dem Austausch von bestimmten Inhalten: jemand hat einen bestimmten Gedanken im Kopf, übersetzt diesen in Schallwellen oder Schriftzeichen, und anschließend hat ein anderer denselben, oder doch zumindest einen ähnlichen Gedanken im Kopf. Bei literarischen Texten, was immer ihre Funktion sein mag, ist dies allenfalls ein untergeordneter Aspekt.
- D. Literarische Texte haben Eigenschaften, die zwar auf den rein sprachlichen aufbauen: alle Texte bestehen aus Wörtern und Sätzen. Aber sie gehen in einem wesentlichen Punkt darüber hinaus: es sind Kunstwerke. Die sprachlichen Eigenschaften erzeugen *ästhetische* Eigenschaften. Diese Eigenschaften sind möglicherweise relativ zum jeweiligen Leser; aber sie sind nicht beschreibbar, wenn man sich nicht auf die sprachliche Form des Textes bezieht.

Diese - hier sehr holzschnittartig dargestellten - Charakteristika, die literarische Werke in wechselndem Grad von anderen Texten abheben, definieren, so scheint mir, genau jenen Bereich, in dem sich die Interessen von Linguistik und Literaturwissenschaft überschneiden. Wir müssen sehen, was so besonders ist an dieser Art, von einer Sprache Gebrauch zu machen. Das kann nur vor dem Hintergrund eines tiefen Verständnisses der lexikalischen und grammatischen Eigenschaften der jeweiligen Sprache geschehen. Dies sollte die Linguistik leisten können. Dazu muss sie sich verstärkt Bereichen zuwenden, die bisher eher im Schatten stehen. Dazu muss sie auch Einsichten ausnutzen, die aus anderen Fächern stammen - beispielsweise die oft sehr subtilen Beobachtungen, die sich bei der Analyse literarischer Texte ergeben. Sie muss auch, wie in Abschnitt 3 angedeutet, ihre Methoden überdenken und ihre Darstellung so wählen, dass die Ergebnisse anderen nutzbar werden. Umgekehrt muss sich, so glaube ich, die literarische Interpretation stärker den Kriterien der Überprüfbarkeit und Falsifizierbarkeit stellen. Dies ist ein langer Weg, aber es ist ein wenig, der uns nicht nur ein anderes und besseres Verständnis dessen gibt, was die Literatur

auszeichnet, sondern auch ein anderes und besseres Verständnis davon, was die menschliche Sprache ist.

Summary

The works of language. Towards a new relationship between literary studies and linguistics.

All disciplines depend on language; but two of them also have language as an object - literary studies and linguistics. Their objectives are not the same - but they are sufficiently similar to invite close cooperation. This is not what we find; in fact, the development of research over the last decades has led to a relationship which is, in the typical case, characterised by friendly, and sometimes less friendly, ignorance and indifference. This article discusses some of the reasons for this development, and it suggests some conditions under which both sides would benefit from more cooperation.